

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 32

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weltwochenschau

Die anerkannte neue Zeit

Wir leben unter veränderten wirtschaftlichen Bedingungen. Frage ist nur, wann wir das begreifen und welche Konsequenzen wir daraus zu ziehen verstehen. Von Zeit zu Zeit vernimmt man, daß eine Verbandsleitung oder eine entscheidende Instanz, sei es staatlicher oder privater Art, „etwas begriffen“. Und hält man diese verschiedenen bemerkenswerten Zeugnisse gewonnener Einsicht gegeneinander, so ergibt sich das Bild langsam vordringender staatlicher und sozialer Neugestaltung.

Da haben sich Arbeiter und Arbeitgeber der „Metallbranche“, d. h. die angeschlossenen Firmen auf der einen und dem Metall- und Uhrenarbeiterverband, die christlichen, freisinnigen und evangelischen Gewerkschaften auf der andern Seite zu einem Abkommen gefunden, das einen zweijährigen Arbeitsfrieden bringt. Innerhalb dieser zwei Jahre wird auf Streik verzichtet . . . ebenso wird die Gegenseite keine Ausperrungen vornehmen. Jeder Streit soll schiedsgerichtlich erledigt werden. Man kann sagen, es sei die Furcht der Arbeiterkreise vor dem „deutschen“ oder „italienischen“ Schicksal, das sie so zahm gemacht. Man kann aber auch anders urteilen: Der Gedanke genereller Regelung der Arbeitsbedingungen und langfristiger geordneter Zusammenarbeit hat auch auf der Seite der Industriebesitzer so fest Wurzel gefaßt, daß man die Zeiten kaum noch denken kann, wo sich eine Firma „überhaupt nichts dreinreden“ ließ, von keiner Seite, und vor allem nicht von einer Arbeiterorganisation.

In den Diktaturstaaten versucht man durch die Zwangsform der Korporation den „Arbeitsfrieden“ zu erreichen. Das scheinbare Mitspracherecht der Arbeiterseite verhindert nicht das Sinken der Konsumkraft aufs Minimum und die Drosselung der heimischen Märkte. In unserer Demokratie scheint der freiwillige Vertrag innerhalb ganzer Branchen der Weg zu sein, und die Unternehmer sind umso besser beraten, je mehr sie die Bedeutung der Löhne für unsere Binnenwirtschaft begreifen. In diesem Sinne kann der „Metallvertrag“ wirklich, wie Bundespräsident Motta bei den Giornico feiern sagte, „zum hellen Morgenlicht werden“. Aber eben: Gerade in diesem Sinne.

Sorgsam tasten wir der neuen Zeit zu. Und vorsichtig! Siehe z. B. den „Expertenbericht“ über die eidgenössische Wirtschaftspolitik. Es kommt in diesem Bericht verschiedentlich die Scheu vor allen staatlichen Eingriffen in die Wirtschaft zum Ausdruck. So weit als möglich soll der Private die Sache machen. Nur „wo die freie Konkurrenz Mißbräuche zeitigt“ . . . oder „nationale Interessen verlezt“ . . . aber keinesfalls soll der Staat jemand helfen, unbequeme Konkurrenz zu droffeln . . . oder gewissen Betrieben Monopole schaffen und damit die Lichtigkeit untergraben. Und zugleich soll die Unterdrückung von Großbetrieben durch Polizeimaßnahmen nicht „Heilmittel sein“ . . . und die Bedürfnisklausel soll nicht mißbraucht werden . . . Also: Selbsthilfe! Die Metallbranche hat sich auch selbst geholfen. Tatsächlich!

Krieg der Generäle

Während die japanische Regierung nur mit Zaudern ins chinesische Abenteuer hineingeleitet, führen die Generäle durch provozierte Zwischenfälle den offenen Krieg herbei. Es kann sich die bizarre Lage herausbilden, daß die Regierung in Tokio mit Nanking über einen Ausgleich verhandelt, während die Armeen sich schon blutige Schlachten liefern, und man braucht durchaus nicht zu glauben, Tschiang Kai Schek sei dabei arglistiger als Fürst Ronoye und lasse die Kanonen absichtlich spielen.

Zu Beginn der erneuten Feindseligkeiten nahmen die Chinesen den Japanern verschiedene Positionen ab; die wenigen

Tausend der japanischen Besatzung waren den örtlichen chinesischen Kräften nicht gewachsen. Schon feierten die heiß entflammten Patrioten in Nanking und anderswo Siege. Da geschah etwas echt Chinesisches: Der Befehlshaber von Peking ging mit seinen Kräften zum Feind über, und die alte Hauptstadt der Mandchukaiser geriet in Japans Hände. Sogleich wurde die „unabhängige Regierung“, der „Rat von Hopei“, der vor den handelnden chinesischen Truppen wie ein Nebel zerfloß, neu gebildet. Aber eine Bande von Soldaten entführte gleich darauf auch den neuen Vorsitzenden dieser famosen Vasallenregierung.

Und nun taten die Japaner das Schlimmste, was sie zur Aufstachelung der chinesischen Leidenschaften tun konnten: Sie vernichteten in einem fürchterlichen Luftbombardement die Chinesenstadt von Tientsin. Es waren schon vorher derartige Fliegerübungen gegen einzelne Chinesenkorps passiert, und die Aufziehung der Operationen als „Strafexpedition“ trug mit dazu bei, daß schließlich die lokalen Truppen den Krieg begannen, ohne die Zentralregierung zu fragen. Mit der Vernichtung Tientsins scheint der Krieg fast nicht mehr aufhaltbar. Man kann den japanischen Generälen nicht nachreden, daß sie etwas versäumt, um die Lage zu verschlimmern. Es wäre nicht ihre Sache gewesen, zu veranlassen, daß die 29. Armee und vor allem jener Teil von ihr, der am widerstreitendsten gewesen, sich aus der umstrittenen Gegend zurückzog. Wenn das in den lokalen Abmachungen vorgesehen war, so mußten die chinesischen Behörden und vor allem die Zentralregierung den Zögernden Beine machen. Aber die japanischen Militärs wollten gar nicht, daß China beweise, wie weit seine Autorität gehe. Sie brauchten Kampf, um die Heimat in Bewegung zu bringen.

Die schließliche Ablehnung eines verschärften Ultimatus durch „Dshopei“ und die Ueberreichung eines Gegenultimatus beendete alle Unterhandlungen der örtlichen Behörden mit dem Gegner, der ja rechtens in Nordostchina nicht die geringsten Forderungen stellen dürfte. Was weiter geht, das sind Verhandlungen zwischen den Hauptstädten. Aber um die Monatswende Juli-August interessierte sich die Welt mehr für andere als Verhandlungsmeldungen. Sie vernahm, daß aus dem Süden die Armeen der Zentralregierung dem Hun-ho zumarschieren, ferner, daß die Ausfuhr von Eisen und andern Metallen, aber auch von Mehl aus China verboten werden. Dazu, daß in Japan die Regierung den Yen gesenkt und einen gewaltigen Zwischengewinn als „Beitrag an die Kriegskasse“ herausgehoben. Ebenso, daß sie vom Parlament erst 90, dann 300 Millionen Yen an Krediten angefordert. Verdächtig und auf einen Krieg hinweisend scheint ferner die Eindeckung mit Dollars zu sein. Oder mit Pfund . . . die internationalen Devisenkurse werden durch die Maßnahmen der beiden asiatischen Regierungen stark beeinflusst.

Ueber die Aussichten eines Krieges für beide Parteien lassen sich keine Wetten wagen. Niemand kennt die Stärke der reorganisierten chinesischen Armee genau. Sieben Jahre hat der Diktator Tschiang an dieser Reorganisation gearbeitet. Fremde Offiziere haben Truppen ausgebildet, mit fremden Krediten wurden Flugmaterial und allerlei Kriegsmaschinen gekauft und erprobt; welche Zahlen an Material und Menschen jedoch zur Verfügung stehen, das könnten nur wenige Eingeweihte sagen. Die Japaner werden es erspioniert haben. Vielleicht zögert die Regierung deswegen? Und vielleicht wollen auch gerade deswegen die Militärs zuhauen, bevor es zu spät geworden.

Vor der „Kommunistenarmee“ aus Schensi, die gleichzeitig mit den Truppen Tschiangs marschiert, wird man sich in Tokio nicht so sehr fürchten. Immerhin zählt sie Köpfe . . . und die Zahl fällt auch ins Gewicht, besonders, wenn die „Roten“ in Tschahar gegen die Mongolen und Mandschus eingesetzt werden. Hier sind Ueberflügelungsmanöver denkbar und nicht ungefährlich, wenn sie gelingen.

Die Hauptfront liegt am Hun-ho, also zwischen den Städten Peking und Tientsin und dem Hafen Taku. Da wir die Chinesen diese Front überschreiten sehen, müssen wir annehmen, Tschiang habe die Abschneidung der japanischen Abteilungen in Peking und die aktive Verteidigung des ganzen Gebietes südlich der großen Mauer im Sinne. Diese Absicht würde den Japanern ein Nachgeben verunmöglichen. Sie betrachteten sich schon zu lange als Herren dieses „Mandschukuo Nr. 2“.

Der Mut der Chinesen, die Tatsache, daß sie den Mut aufbringen, um Japan zu widerstehen, läßt nach den geheimen Hintermännern Chinas (nicht nur Japans!) fragen. Wünschen die Russen etwa, daß sich Japan festlege und für einige Zeit in den unverdaulichen chinesischen Brocken verbeißt? Sie haben in der spanischen Sache Vorbehalte gegen den neuen britischen Nichtinterventionsplan angebracht und wollen nichts von der Anerkennung der Parteien als „Kriegführende“ hören, ehe die Heimerschaft der ausländischen Söldner gesichert sei. Frankreich weist die deutschen Vorwürfe, als ob Rußland den Plan torpediere zurück; die russischen Forderungen seien nur graduell von den franco-britischen verschieden.

Oder haben die Engländer und Franzosen mit USA zusammen China ermuntert, Japan zu trogen? Jedenfalls ist es so, daß nur ein rascher Sieg Japans im Sinne Mussolinis, Rußland und damit auch Frankreich für Europa matt setzt.

—an—

Kleine Umschau

Nun ist die Eidgenossenschaft wieder um ein Jahr älter geworden. Bei ihrem, auch für ein Staatsgebilde, schon sehr respektablen Alter, macht ein Jahr ja eigentlich nur eine ganz verschwindend kleine Zeitspanne aus, aber ein Ehren- und Freudentag ist so ein Geburtstag doch, und er wurde z'wärrn auch festlich und würdig begangen, trotzdem tagsüber das berühmte Berner Festwetter durch absolute Abwesenheit glänzte. Der Himmel sah den ganzen lieben Tag lang sehr trübselig und weinerlich drein und erst als abends überall die Lichter in der festlich besagten Stadt aufblitzten und die Championsbewehrten Kinder gleich Glühwürmchen durch die Straßen nach der Plattform und nach dem Rosengarten zogen, gab auch der Wettergott seinen Störungsbetrieb auf und ersetzte den Nieselregen durch einen leichten Nebel. Der ließ dann zwar die Höhenfeuer aus den entfernteren Gebieten nicht bis zur Stadt durch, brachte aber dafür in der Nähe desto zauberhaftere Effekte und Reflexe hervor. Vom Rosengarten aus bot die Stadt ein so wunderbares Bild, als habe sie seit ihrer Gründung noch nie eine Krise durchgemacht, weder eine politische noch eine wirtschaftliche. Kurz, es war wie im Märchen.

Und vom Schänzli aus hatte man den gleichen prächtigen Anblick. Und im Kurjaal selber ging's hoch her. Dort war ein Gefribbel und Gefrabbel als ob sich ganz Bern daselbst Rendezvous gegeben hätte. Trotzdem aber herrschte auf der Plattform, am Gurtenkum, auf der kleinen Schanze und im Rosengarten ein ganz ähnliches Gewimmel. Also, Großbetrieb an allen Ecken und Enden, und man konnte nur bedauern, daß man nicht überall zugleich sein konnte. Aber endlich und schließlich, das Marebecken-Feuerwerk sah man vom Schänzli aus genau so gut, wie umgekehrt das Schänzli-Feuerwerk vom Schwellenmätteli aus. Von der Marebeckenbeleuchtung war vom Schänzli aus allerdings nur ein wechselnder farbiger Schein zu sehen und die Marebeckenromantik mußte man sich dazu denken. Und im übrigen wurde diesmal sehr wenig geknallt und gefröschelt, so daß selbst die knitterfreiesten, weißen Damenröcke keine Angst zu haben brauchten, mit Brandlöchern gesprenkelt zu werden. Kurz und gut, sowohl der offizielle wie auch der offiziöse Teil der Feier ging glänzend vorüber. Nicht die geringste Störung. Von den 22 Kanonenschüssen am Nachmittag angefangen bis zum Festende im Morgengrauen gings wie am Schnürchen und alles klappte.

Derzeit scheint überhaupt alles bei uns zu klappen, sogar der Fremdenzustrom. Im Oberland ist jedes Hotelbett besetzt und auch der sonst oft so verlästerte Hopla-Plan scheint sich auszuwirken. Aus England, Belgien, Frankreich und besonders aus Holland kommen geradezu verblüffend viele Hopla-Gäste und von Holland munkelt man sogar, daß die holländischen Bahnen gar nicht genügend Waggons aufreiben können, um alle ihre Hopla-Reisenden nach der Schweiz bringen zu können. Man soll sich auf den holländischen Bahnhöfen oft tagelang anstellen müssen, um ein bescheidenes Hopla-Plätzchen nach der Schweiz zu ergattern, von den Wagon-lits-Plätzchen gar nicht zu reden.

Und sogar an der Eigerwand klappt es dermalen wieder. In letzter Zeit versuchte überhaupt niemand den Aufstieg und sogar die etwas eigenwillige Genfer Kletterberühmtheit, Loulou Boulaz, verschob ihren Eigerwandaufstieg auf günstigere Zeiten und klettert dermalen auf dem Montblanc herum. Sie dementierte sogar die Zeitungsmeldung sehr energisch, nach der sie gesagt haben sollte, für sie sei die Eigerwand nichts, sie habe schon andere Dinge gesehen. „Ganz im Gegenteil“ habe sie die Schwierigkeit erkannt und restlos zugegeben. Damit wolle sie aber durchaus nicht sagen, daß sie die Bezwingung der Eigerwand aufgegeben habe: „Ganz im Gegenteil.“

Es gibt aber auch Dinge, die nicht nur kurzfristig, sondern sogar sehr langfristig klappen. So hat z. B. eine Berner Tageszeitung irgendwo das Tagebuch eines ungarischen Dragonerhauptmanns aus dem Jahre 1848 ausgegraben und darin steht u. a. folgendes: Frankreich stiftet alles, — England vergiftet alles, — Rußland vernichtet alles, — Preußen mischt sich in alles, — Schweden schweigt über alles, — Schweiz schimpft über alles, — Bayern pfeift auf alles, — Holland zahlt alles, — Polen verspricht alles, — Spanien verliert alles, — Oesterreich feußt über alles, — Tirol betet für alles, — Der Papst macht das Kreuz über alles, — Gott erbarmt sich über alles, — Sonst holt der Teufel alles. Dabei muß ich aber eingestehen, daß ich drei oder vier der Posten weggeschwindelt habe, da sie heute absolut nicht mehr klappen. Nun, außer diesen paar Schönheitsfehlern klappt aber alles so ziemlich, und diese auszumärzen, wird wohl heute keine Sünde sein, wo uns doch Pessimisten sowieso prophezeien, daß uns nichts übrig bleibt, als in Schönheit zu sterben.

Na, aber so weit sind wir noch lange nicht, trotz der Gelben Gefahr, Völkerbund und abverheiten Nichteinmischung. Irgendwie wird sich das alles wieder einrenken und zwar, ganz ohne daß ich noch meinen Senf dazu geben müßte. Und außerdem leben wir ja derzeit doch in „Bern in Blumen“ und sollten uns mit solchen Sorgen gar nicht abgeben, sondern lieber an die „Jedermannsspiele“ am Münsterplatz denken und an die großangelegte Gartenbauausstellung in der Elfenau-Stadtgärtnerei, mit der abendlichen Scheinwerferbeleuchtung, Gartenwirtschaft und „Tanz“. Denn grau ist alle Politik und farbenfroh ist „Bärn in Blumen“.

Und es gibt sogar noch ganz heitere Dinge auf der Welt. So klagte in Frankreich eine Vorführdame (sprich Mannequin), die einen Autounfall erlitten hatte, die Versicherung auf 60,000 Franken Schadenersatz. Und sie motivierte ihre Klage damit, daß sie nach dem Unfall mehrere Wochen in einer Klinik ruhig liegen mußte, und dabei hatte sie an Gewicht und Leibesumfang derart zugenommen, daß ihre „Linie“ verloren ging. Dies ließe sich vielleicht durch eine Abmagerungskur, wenn auch nicht beheben, so doch verbessern, trotzdem sie keine Hoffnung habe, die Ästhetik ihrer ursprünglichen Linie zurückzugewinnen. Außerdem aber habe sie am rechten Oberschenkel eine Narbe davongetragen. Als der Richter diese Narbe nicht als „Mannequinberufsstörung“ anerkennen wollte, da fragte ihn die Vorführdame höhnisch: Wie er sich eigentlich eine Vorführung von Badehörschen vorstelle? Und da mußte auch der Herr Richter klein beigeben, und das Fräulein erhielt ihre 60,000 Franken.

Christian Luegnet.